

ständige Realität des Individuums. Hier lag der Punkt, der ihm den Jamesschen „Pluralismus“ weit mehr entsprechen ließ, als eine jede „monistische“ Metaphysik. Und es war eine innere Notwendigkeit seines Wesens, die Goldstein an dem Gedanken der persönlichen Unsterblichkeit festhalten ließ. Freilich war er weit entfernt davon, in solchen Fragen irgend etwas „beweisen“ zu wollen. Die Zeit der „beweisenden“ Metaphysik, die Zeit des „Rationalismus“ schien ihm endgültig vorüber.

Auch dem metaphysischen Gesamtbild der Welt, das von einer genialen Intuition und einem umfassenden Wissen getragen ist, auf einem Weltbild, wie es ein Eucken, ein Bergson, ein James entwirft, haftet ein Moment der Subjektivität an, das sich nicht ausschalten läßt. Das letzte Wort bleibt in allen Versuchen, mit dem Denken die Totalität der Welt zu umfassen, der persönlichen Ueberzeugung, dem Glauben.

Zwei Dinge waren es ferner, die Goldstein an den genannten drei Denkern anzogen. Einmal die Lebensnähe, die Wirklichkeitsnähe, das Wissen auf allen Gebieten der Wissenschaft, der Geschichte, in der Eucken vor allem heimisch war, der Biologie, auf deren Tatsachenwelt sich Bergson vorwiegend stützt, der Psychologie, deren Meister James war. Eine Philosophie, die nur mit begrifflichen Konstruktionen im luftleeren Raum der Abstraktion arbeitet, hätte auch Goldstein nie befriedigt. Und dann das Bedürfnis nach Klarheit: unsympathisch war ihm jener Denkertypus, der, um ein Nietzschesches Wort zu variieren, trübes Wasser mit tiefem verwechselt oder in dunklen Worten schwelgt, hinter denen sich verworrene Gefühle anstatt klarer und präziser Gedanken verbergen.

Sein Lehrberuf führte Goldstein nach Darmstadt an die Technische Hochschule. Nicht zufällig: ihm, der, erfüllt von einer idealistischen Weltansicht, unermüdlich gegen Naturalismus, Materialismus und oberflächlichen äußerlichen Nützlichkeitsstandpunkt kämpfte, lag von Anfang an das Problem der Soziologie der Technik, des Menschenlebens im Zeitalter der Maschine und des Industrialismus nahe. Er hatte sich in die Geschichte der Technik vertieft, er hatte ein starkes Empfinden für die Großartigkeit dieser Entwicklung des die äußere Natur beherrschenden Menschengenies, aber er sah auch die Kehrseite dieser Entwicklung: „Mit unserer Macht über die Dinge ist nicht in gleichem Maße die Macht über uns selbst gewachsen. Vielmehr müssen wir uns am Ende einer Epoche ungeheurer technischer Erfolge eingestehen, daß wir an geistiger Kraft, an sittlichem Ernst, an glaubensvollem Idealismus stark eingebüßt haben. Die Quellen der religiösen Kultur, die noch den Schöpfern unserer Technik flossen, sind für Millionen unserer Zeitgenossen versiegt oder dürftige Rinnsale geworden. Die tragenden Gedanken, die früheren Kulturepochen innere Einheit und beseligenden Schwung gaben, sind uns vielfach abhanden gekommen.“